

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 83/84 (1924)
Heft: 23

Artikel: Zum sog. "Gotheanum" in Dornach
Autor: Steiger, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-82917>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

denden Faktoren sind, lässt sich die Wirkung der Anlage aus den Abbildungen nur mit Mühe herauslesen.)

Den im Situationsplan doppelt schraffierten Häusern I bis XIV schliessen sich an der Rousseaustrasse 14 weitere gleichartige an, die alle zusammen 163 Wohnungen enthalten. Die dafür erforderliche Bausumme betrug total 3961000 Fr., wobei der Kubikmeterpreis von 1921/22 bis 1924 von Fr. 84,50 auf 60 Fr. und 57 Fr. sank. Die Finanzierung der Häuser I bis VIII wurde durch eine Subvention von 30% à fonds perdu durch Bund und Kanton ermöglicht, während für die Häuser IX bis XIV sich die Subvention auf 10% reduzierte. Die Mietzinse der ersten 14 Häuser sind folgende: Zweizimmerwohnung 895 Fr., Dreizimmerwohnung 1220 Fr., Vierzimmerwohnung 1600 Fr. In den letzten elf Häusern konnten die Mietzinse etwas erniedrigt werden auf 800 Fr., 1150 Fr. bzw. 1450 Fr., wobei sie immer noch höher blieben, als die in den fünfstöckigen Bauten an der Röntgenstrasse.

Die Grundrisse zeigen bewährte Typen. Bemerkenswert sind die praktischen grossen Wandflächen der Zimmer, die dem Einfenstersystem zu verdanken sind. Die Stuben werden durch Kochöfen vom Flur aus geheizt und enthalten je einen Wandschrank. Der Aufbewahrung der Speisen dient ein gelüfteter Schrank unter dem Küchenfenster. Bad und Abort sind kombiniert und gehen zum Teil auf eine Küchenlaube, die den berüchtigten und doch so beliebten Küchenbalkon vorteilhaft ersetzt.

Die Orientierung der Wohnungen geschieht, unbekümmert um die Lage zur Strasse, nach der Sonne, und es ist den Architekten gelungen, die Nordfassade der ersten Baugruppe mit Treppenhäusern, Küchen und Lauben an der Strassenseite zur reizvollsten zu gestalten (Tafel 10). Im Hause I, wo das Fallen des Geländes diesem Eckbau vermehrte Geschosszahl erlaubt (Abb. 11 und 12), ist im untersten Geschoss der Kindergarten der Kolonie untergebracht, dessen Räume Maler Appenzeller schmückte.

Erinnert man sich zum Schluss nochmals der im letzten Heft erwähnten Ford'schen Grundsätze, so springt in die Augen, dass sie hier bei aller Normalisierung und Vereinfachung mancher Teile doch bewusst ignoriert worden sind; wurden doch für die 14 Bauten zehn verschiedene Grundrisse verwendet, um einer bestimmten Raumidee und bestimmten Gestaltungsabsichten Leben zu geben. Und es dämmert leise die Erkenntnis auf, dass das Fordhaus nur auf ebenem Gelände mit schachbrettförmiger Aufteilung wird gedeihen können, dass unser bewegtes Terrain sich mit allen seinen Reizen gegen das Schemahaus auflehnt und bei den Architekten alles Streben nach reiner Sachlichkeit den künstlerischen Gestaltungswillen nicht abtöten wird. (Schluss folgt.)

H. N.

WOHNKOLONIE IM LETTEN, ZÜRICH ARCHITEKTEN LEUENEGER & GIUMINI, ZÜRICH



Abb. 14. Rückseite der Häuser I bis VI an der Imfeldstrasse, aus Südost.

Zum sog. „Goetheanum“ in Dornach.

Wenige der während der letzten Jahre in der Schweiz entstandenen Bauwerke sind, von der *problematischen Seite* betrachtet, so interessant, wie die Bauten der Anthroposophen in Dornach. Die Nr. 17 der „Schweiz. Bauzeitung“ (vom 25. Oktober l. J.) enthielt eine Reihe photographischer Aufnahmen, die ein gutes Bild der dortigen Kolonie vermitteln. Die folgende kurze Betrachtung will keineswegs sich mit irgendwelcher Wertskala befassen, sondern will nur, veranlasst durch das Dasein dieser Gebäude und ihre Veröffentlichung, einige naheliegende Schlüsse ziehen. Vorausgeschickt sei, dass bei den Bauten der Anthroposophen äusserst komplizierte Gedankengänge und Ideen mitspielen, sodass für uns zunächst einmal nur der momentane, möglichst vorurteilslose Eindruck massgebend sein kann.

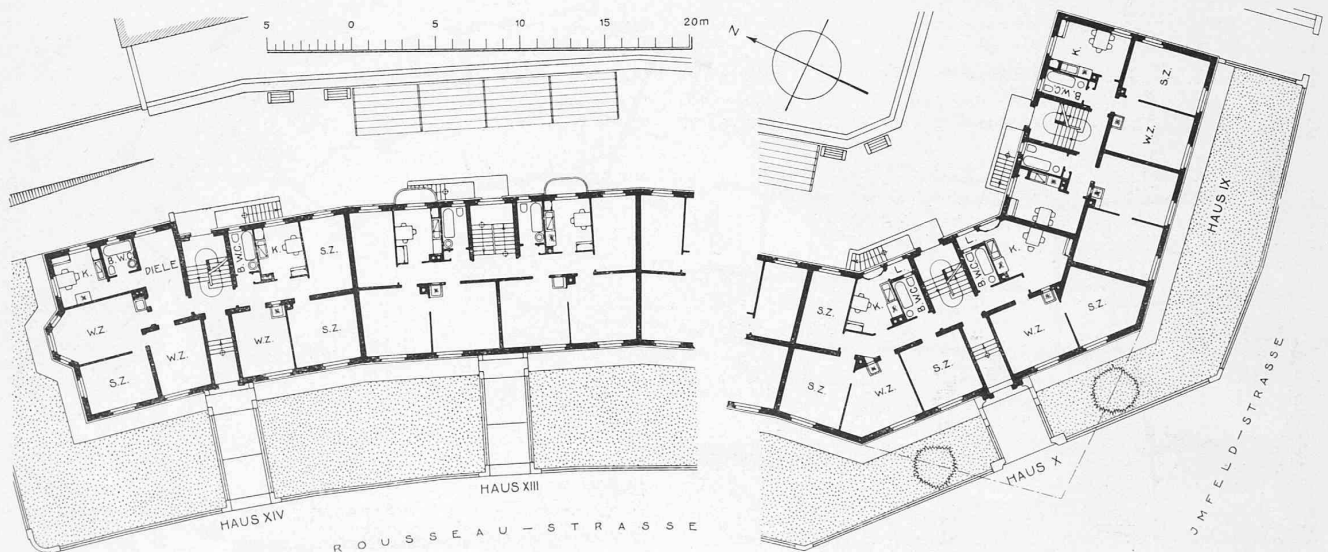


Abb. 15. Grundrisse der Häuser IX bis XIV der Wohnkolonie Letten des eidgen. Personals, an der Rousseaustrasse in Zürich. — Masstab 1:400.

Für die Anthroposophen soll das Haus ein *Kunstwerk*, ferner etwas organisch *Gewachsenes* sein. Eine Forderung, die längst schon von mehreren Seiten ausgesprochen wurde und die naturgemäss ihre Bedeutung erst in ihrer Erfüllung erhält. *Wesentlich* ist hier, dass bei der Konzeption des Begriffes „Organisch“ hauptsächlich von mehr oder minder direktem Studium von Naturerscheinungen in ihren dynamischen Veränderungen ausgegangen wird. Die Goethe'sche „Metamorphose der Pflanzen“ wirft ihre Schatten in diese sehr unscharf umrissenen Ideen. Z. B. das Problem, dass bei Pflanzentrieben auf der ihrer Ansatzstelle entgegengesetzten Seite eine Verkümmierung auftritt, sehen wir in irgend einer Form an diesen Bauten erscheinen. Ein biologisches, kein statisches Prinzip! Wir beobachten an dem Bau, in dem die eurhythmischen Uebungen abgehalten werden (Abbildungen 17 und 18, Seite 204), Pfeiler sich abbiegen, ins Dach überfließen, mit dem Dachvorsprung zusammenwachsen. Diese plastische Bewegung wird benützt, um die „Bewegung“ von Fenstern, die durch Abschrägung dieser oder jener Ecke bewirkt wird, abzufangen oder zu unterstützen, je nach der vorherrschenden ästhetischen Empfindung.

Alle diese Begriffe wie „Fliesen“, „Wachsen“, „Streben“, wenn sie auch aus intuitiver Erkenntnis entsprungen sein sollen, werden mehr oder weniger direkt auf das Baumaterial übertragen, das aber seinen eigenen (statischen) Gesetzen unterworfen und keineswegs gewillt ist, Träger ihm aufgezwungener Ideen zu sein. Es fügt sich höchstens als Darstellungstoff, nie aber wird es mitsprechender Bestandteil des Gebäudes. Der häufig verwendete Beton ist nicht mehr Beton seiner ungezwungenen Verwendungsmöglichkeit nach, sondern stellt den erstarrten Lehm des Modells dar. Die Bauten der Anthroposophen wirken auch fast ohne Ausnahme wie grosse Plastiken. Der sie bewohnende Mensch spielt die Rolle des Geduldeten. Er hat sich im übrigbleibenden Hohlraum aufzuhalten. Notgedrungen sind Fenster zu bilden, die, wie auch zugegeben wird, als unumgängliches Uebel empfunden werden und auch als solches wirken. Deshalb sind in der Tat diejenigen Bauten, an denen das unbeherrschte Fensterproblem in den Hintergrund tritt, ausdrucksvoller (z. B. das Bildhaueratelier). Die Plastik wird gleichsam *wirtschaftlich* gerettet durch ihre Bewohnbarkeit.

Was alle die notwendigen Bauteile (d. h. die eigentlich *architektonischen* Elemente) anbetrifft, so werden sie möglichst der „rhythmischen“ Bewegung der Mauern angepasst. Eine Aussentreppe, ein Schornstein, ein Dach wird entsprechend „ausgebildet“. Diese Teile haben alle vollkommen auf ihr Eigenleben zu verzichten.

Dies steht nun aber gerade in offenem Gegensatz zu dem Charakteristischen des organisch Gewachsenen — jener Summe von unter sich aufs Aeusserste abgewogenen Einzelfunktionen, die als Elemente ihre eigene formale Erscheinung haben. Der Kreis wird also nicht geschlossen. Da, wo der Weg der anfänglichen Forderung zu den eigentlich wichtigen Ergebnissen führen müsste — wird er verlassen.

Die Gedanken, die das Bauwerk beherrschen sollen, liessen sich vollständig in einem kleinen Modell erschöpfen, und man würde gerne auf die oft sehr dilettantische Ausführung im Grossen verzichten.

Das Projekt für das neue „Goetheanum“ veranschaulicht das Erläuterte. Der Grundriss ist eine normale, fast schulmässig korrekte, auf strenger Symmetrie aufgebaute Theateranlage, die allgemeinen, erstaunlich wenig differenzierten Anforderungen entspricht. Die Aussenhülle dagegen ist Träger vielleicht sehr komplizierter Ueberlegungen, die zudem durch die masstäbliche Grösse ihrer Darstellung überraschen. Das Gebäude scheint nach rein ästhetisch-plastischen Gesichtspunkten entworfen zu sein.

Die Grundlagen dieser Aesthetik jedoch liegen, und dieser Punkt ist wesentlich, nicht in den Faktoren und Elementen des Gebäudes selbst, sondern sind aus irgend

einem andern Erkenntnisgebiet, gleichgültig welchem, ausgescharrt und zusammengetragen worden.

Der unverwischbare Eindruck eines Ganges durch die Dornacher Kolonie ist stets der eines „Architektur-Sportes“, der von Menschen getrieben wird, die durch besonders günstige Umstände in die Lage gesetzt sind, sich von den schneidenden Fragen des Wohnens *bewusst* abwenden zu können, um parasitär mit modernen technischen Errungenschaften zu spielen. Dabei wird dem Materialismus, der besonders den modernen Baustoffen innewohnt, die Spitze gebrochen, indem diese Stoffe auf denkbar unökonomische Weise zur Verwendung kommen.

*

Die Anthroposophen stellen sich dadurch in Gegensatz zu den meisten modernen Bewegungen in der Architektur, die sich durch den Wunsch nach lebenskräftigen Lösungen neuer Probleme notwendigerweise ebenfalls von einer rein formalen Tradition entfernen.

Sogleich lässt sich nun die Frage aufrollen: Inwiefern unterscheiden sich Anthroposophen-Bauten in ihren *prinzipiellen Entstehungsfaktoren* von den meisten übrigen in den letzten Jahren in der Schweiz entstandenen Bauten und an Wettbewerben erschienenen „modernen“ Projekten? Denn aus dem energischen Widerstand auch von Seiten der Architektenschaft, auf den die Anthroposophen gestossen sind, ist zu schliessen, dass prinzipielle Unterschiede bestehen. Der Vergleich soll sich vor allem auf „monumentale“ Objekte erstrecken.

Es wurden im Vorangegangenen die Dornacherbauten so charakterisiert, dass bei ihnen von einem baulich fremden Gedanken ausgegangen und dem Material und den Bauelementen *Ideen* aufgedrängt wurden, die zu tragen sie nicht fähig sind.

Ist es nun ein *wesentlich* anderer Vorgang, wenn Begriffe wie: Symmetrie, „schöne“ Proportionen, dekorativer Schmuck, „rhythmische“ Axen, Platzwände, Strassenräume — von den Requisiten des klassischen Baukastens gar nicht zu sprechen — der Aussen- und Innenhaut des bewohnbaren Baukubus einverleibt werden, ungeachtet dessen, ob der empfindliche architektonische Körper diese Fremdstoffen erträgt?

Beide Verfahren bedürfen eines Kommentars. Der Unterschied ist vielleicht der, dass im einen Fall die Erläuterung überflüssig gemacht wurde durch Erziehung oder Angewöhnung, während im andern Fall das anthroposophische System durchzulesen ist, als dessen Anhang das Gebäude erscheint.

Ob man im Interesse des „Organischen“ eines Hauses Lebensprinzipien einer „organisch“ gebauten Pflanze borgt — oder ob man, um den „Reichtum an innerem Leben“ eines Hauses zu zeigen, äussere Gebäudeteile ornamental „reich behandelt“, bleibt sich gleich. Beides sind Versuche mit untauglichen Mitteln, so ernst sie auch gemeint sind. Die Zahl der Analogien liesse sich beliebig vermehren.

Das erwartete Leben bleibt in beiden Fällen aus, denn es kann sich nie Forderungen fügen, die nicht gefordert werden *dürfen*, wenn sie auch rein abstrakt gefordert werden könnten. Im einen Fall soll die Frage mit Antworten aus Gebieten anderer Struktur beantwortet werden. Im andern Fall wird die Antwort aus nie zu verstehenden Zeiten geholt, ohne zu bemerken, dass sich die Fragestellung längst geändert. In der Wirkung ist beides gleich.

Diese kurze Betrachtung will nur andeuten, dass die Gegenwerte, nach deren Masstab zuweilen die Bauten der Anthroposophen gemessen und verurteilt werden, grundsätzlich kaum andersartigen Gesetzen unterworfen sind. Und wenn die rein äusserlichen Erscheinungen voneinander auch verschieden sein mögen, so liegt noch lange kein Grund zu einer Höherwertung der einen oder andern vor. Es besteht höchstens Ursache, mit all diesen zerbrechlichen Sachen vorsichtig umzugehen.

R. Steiger